Nr. 31 | Leipzig, den 4. August | 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vom Glück 1 — Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses: 3 — Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser 5—7 — Die Brüderschaft der Misericordia zu Florenz — Verschiednes: Michael Baumgarten †; Noch eine Stimme aus unserm Leserkreise; Ein „Janssen" vor 260 Jahren; Eine Zeitschrift für den Religionsunterricht an höhern Schulen — Anzeigen

Vom Glück

1

Abraham aber sprach: Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böses empfangen; nun aber wird er getröstet, und du wirst gepeiniget. Luk. 16, 25

Ein freundliches, willkommnes Wort den Unglücklichen auf Erden: aber was sollen die Glücklichen damit machen?

Denn von einem Unglücklichen und von einem Glücklichen — menschlich-irdisch angesehen — handelt das Gleichnis, und davon, daß beide ihr Los im Jenseits tauschen. Nicht von einem Frommen und von einem Gottlosen; wenigstens durch nichts kennzeichnet der Heiland von vornherein den reichen Mann als gottlos, Lazarus als fromm; wir sind nur gewohnt, aus ihrem jenseitigen Geschick schnell diesen Rückschluß zu machen, und das Gespräch des Reichen in der Pein mit Abraham legt ja nahe, daß er bei seinen Lebzeiten nach Mose und den Propheten wenig gefragt hat. Immerhin, wollen wir den Grundgedanken des Gleichnisses in einen Spruch fassen, so darf es nicht Gal. 6, 7 f. sein: Was der Mensch säet, das wird er auch ernten 2c., sondern Psalm 126, 5 f.: Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten 2c., als dunkle Kehrseite einbegriffen: Die mit Freuden säen, werden mit Thränen ernten. Noch enger gefaßt liegt der Sinn des Gleichnisses in der Richtung der beiden Heilandsworte Luk. 6, 20: Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer (was man gar nicht zu schnell auf die geistlich Armen deuten darf), und Matth. 19, 23 f: Ein Reicher wird schwerlich (schwer) ins Himmelreich kommen 2c.

So verstanden dient das Gleichnis mit zum Zeugnis, daß schon dem Christentum des Neuen Testaments, dem Christentum Christi ein weltflüchtiger Zug innewohnt. Gewiß nicht in der Einseitigkeit und Uebertreibung, mit der wir die Weltflucht später in der Kirche ihre Triumphe und Niederlagen erleben sehn (Askese, Mönchtum, Pietismus), aber doch in merkwürdiger, scheinbar widerspruchsvoller Verschmelzung mit der königlichen Freiheit im Brauche der Welt und ihrer Güter, die dem Christentum ganz gewiß auch ursprünglich eigen ist, die wir am Heiland selbst und an seinen Aposteln, besonders an Paulus wahrnehmen; ich erinnere nur daran, wie sie den Herrn einen Fresser und Weinsäufer gescholten haben (Matth. 11, 19) und an des Paulus: Alles ist euer!

Die Frage ist eine der interessantesten, die das Urchristentum dem Forscher stellt. Und von wie großer praktischer Wichtigkeit für unsre persönliche Haltung in Glück! Nur in diesem Sinne gehn wir ihr hier nach, wo es sich uns um die rechte Erkenntnis für Herz und Leben und gar nicht um geschichtliche Untersuchung handelt. Wie manche Christen sind im Urteil über Wert und Brauch der irdischen Güter unsicher, genießen wohl ihr Glück, aber als ob sie sündigten, mit bösem Gewissen!

Ich fand einmal in einer Leichenrede, die am Sarge einer trefflichen, überaus wohlthätigen Israelitin von einem Israeliten gehalten worden war, den Satz: Das Glück macht gut. Keinem christlichen Redner wäre das über die Lippen gekommen. Ja warum nicht? Weil wir als Christen gewohnt sind, anders zu reden und zu denken. Uns ist vielmehr der Gedanke geläufig, daß das Kreuz gut macht, gleichviel ob wir eine Wahrheit daran besitzen oder nicht. Unzählige Lieder preisen in diesem Sinne das Unglück, nur daß wirs als Christen dann nicht so nennen, sondern eben Kreuz, Trübsal u. s. w. Wie denn Glück und Unglück durchaus „relative Begriffe" sind: für den reichen Mann war offenbar sein Glück sein Unglück, für Lazarus sein Unglück sein Glück. Paulus freut und rühmt sich der Trübsal (Kol. 1, 24, Röm. 5, 3); sie ist der gewiesne Weg ins Reich Gottes (Apg. 14, 22; vergl. Matth. 16, 24 f.), und so mutet es Jakobus allen Christen zu: Meine lieben Brüder, achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet (1, 2).

Diese Anschauung vom Leiden als dem gesegneten Kreuz, das Jesu Jünger ihrem Herrn nachtragen, ist — Gott sei Dank! — der Christengemeinde so vertraut, daß es nicht not thut, viel darüber zu sagen, wie schmerzlich sie auch im Ernstfalle immer wieder erkämpft sein will. Aber wenn die Leidtragenden, die Armen, die Mühseligen und Beladnen selig sind — wo bleiben die armen Reichen? die unglücklichen Glücklichen?

Soll denn ein Christ nur mit Zittern glücklich sein können? Dann wäre er darin nicht besser dran als der Heide, dem vor dem Neide der Götter graut.

So mag unser Spruch, unser Gleichnis für einen großen Kreis von Menschen und Erfahrungen noch so viel Tröstliches haben, ihnen die Lösung ihres Rätsels bieten, für andre richtet er ein ernstes, schweres Rätsel auf. Aber auch dafür wird das Evangelium seine Lösung haben. R

Ludwig Richter, der Maler des deutschen Hauses

3. Frömmigkeit

Im Anfang seiner Künstlerlaufbahn äußert Richter einmal:

Kunst und Religion sollen mich oft auf ihren Adlerflügeln hinauftragen zur reinen, lebensquellenden Geistersonne und dann wieder zurück zum Nestchen.

Kunst und Religion gehören ihm überall zusammen, wie uns ja auch aus seinen Kunstwerken und Kunstgedanken ein Hauch warmer Frömmigkeit entgegenweht.

Es sind gerade die tiefst empfundnen Stellen in der Niederschrift seines Lebensganges, die den „Affekt heiliger Leidenschaft“ atmen, durch den man, mit Richter zu reden, allein die Wahrheit des Christentums erkennen kann. Es ist ergreifend zu lesen, wenn der Greis auf die grundlegenden religiösen Erlebnisse seiner Jünglingszeit zu sprechen kommt: wie ihn auf seiner Romfahrt in Salzburg das Wort des niederländischen Steuermanns von seinem treuen Reisegefährten, „dem lieben Herrgott,“ gleich einem Pfeil ins Herz traf, wie dann im Zillerthaler Wirtshaus die Reden Jesu bei Johannes gleich dem geheimnisvollen Glockentone der verlornen Kirche in seinem Innern leisen Wiederhall erweckten, wie in Rom nach einjährigem künstlerischen Genießen und Arbeiten in ihm eine „unbändige Sehnsucht“ erwachte, die Bibel zu lesen, da er sich wie ein einsamer Schiffer auf wildem Meere fühlte. Dann kommt das Weihnachtsfest 1824, da die Liebe Gottes in der Leitung seines Lebens ihm beseligend vor das Auge tritt, und endlich die unvergeßliche Neujahrsnacht, in der während der stillen Feier mit den gleichstrebenden Freunden der Keim eines neuen Lebens lebenskräftig hervorbrach, „der lange Zeit mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlafe gelegen hatte,“ bis die Erfahrungen der letzten Zeit ihn hervorgelockt:

Der Neujahrsmorgen [1825] und das helle Glöckchen von San Isidoro . . weckten mich aus tiefem Schlafe. Ich erwachte plötzlich mit dem Gefühle eines so unaussprechlichen Glückes, das mir geworden, erfüllt mit Friede und Freude, daß ich mich wie neugeboren fühlte und die ganze Welt hätte an mein Herz drücken mögen. Wie ein Blitz durchdrang mich das Bewußtsein: Ich habe Gott, ich habe meinen Heiland gefunden; nun ist alles gut; nun ist mir ewig wohl. . . Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit.

Was Richter damals erlebt hat, war nicht das Auflodern eines schnell wieder verglimmenden Gefühls, nicht Aeußerung wechselnder Stimmung, sondern das Ergreifen einer mit dauerndem Glück sein Herz durchdringenden Glaubensüberzeugung. Daß sie stetig blieb und sich immer fester einwurzelte, dazu diente ihm eifriges unter Gebet geübtes Lesen in der Bibel und der Herzensverkehr mit den gleichgesinnten Kunstfreunden, die sich um den Gesandtschaftsprediger Richard Rothe gesammelt hatten, um sich von ihm in die Wahrheiten der Schrift und der Kirchengeschichte einführen zu lassen. Die zahlreichen Aufzeichnungen Richters aus der ganzen folgenden Zeit seines Lebens lassen erkennen, wie lebendig seitdem sein Glaube blieb und wie ernst er es mit der Selbstzucht in christlicher Charakterbildung nahm. Dazwischen ergreift ihn heimwehartig tiefe Sehnsucht nach der Ruhe in Gott; aber das selige Glück bleibt ihm unverloren, in Christo alles gefunden zu haben, was ihm die Stillung tiefsten Sehnens gewährleistet. Darum kehren in spätern Jahren die Gedanken des Greises immer wieder voll dankbarster Freude zu jener Neujahrsnacht zurück, da er „den Weg zu Gott und Christo fand“:

Dort ward mir, was mir fehlte, und nie werde ich den folgenden Morgen vergessen, wo ich alles und überschwenglich mehr gefunden, als ich je gehofft hatte. Die Nacht war vergangen, der Tag herbeigekommen. Der ganz Arme, Verlassne, einer höhern Liebe Bedürftige hatte einen immer nahen Freund gefunden, zu dessen Füßen, an dessen Brust er mit demütigster Freude geborgen Freud und Leid getröstet erwarten konnte. Die Welt war neu, denn das Herz war ein andres, ein neues geworden! — Was können aber Worte sagen von solchen Dingen!

Es ist im besten Sinne erbaulich, nach den Tagebüchern Richters der reichen Entfaltung seiner Frömmigkeit zu folgen. Sie durchdringt mit milder Wärme sein ganzes Leben, sie verleiht seinem Wesen die ungeheuchelte Demut, die neidlose Liebenswürdigkeit, all die andern edeln Züge, die sein Bild so menschlich schön erscheinen lassen; sie macht ihn ergeben und stark unter den schwersten Schlägen, wie der plötzliche Tod seiner Gattin oder das langsame Dahinsiechen einer geliebten Tochter es waren, deren Ende er mit ergreifenden Worten schildert. Aber während wir auf dies alles nur eben hinweisen können, möchten wir einen Punkt näher berücksichtigen, der in unsern Tagen unsre besondre Teilnahme beansprucht, Richters konfessionelle Stellung.

Ludwig Richter war und blieb Mitglied der katholischen Kirche. Nach dem Bekenntnis der Mutter zwar evangelisch getauft, war er dann nach damaligem Landesgesetz von seinem katholischen Vater, dessen Eltern früher lutherisch gewesen waren, der katholischen Schule und Kirche zugeführt worden. Später hat er, obgleich seine Frau evangelisch war und nachher auch seine Kinder evangelisch wurden, doch selbst nicht den Beruf gefühlt, die katholische Kirche zu verlassen. Wenn wir in dem durch den Geist ultramontanen Jesuitentums uns aufgezwungnen Kampfe für die Sache unsers Bekenntnisses das gute Schwert protestantischer Polemik nicht rosten lassen dürfen, aber gerade zum Zweck schneidigster Abwehr des Romanismus zwischen diesem und dem wahrhaft Katholischen in der uns heut mit so unerhörter Anmaßung befehdenden römischen Kirche unterscheiden wollen, wenn wir dabei von der Hoffnung nicht lassen können, daß trotz aller Irreleitung durch die dort getriebne traurige Religionsverfälschung das echte Christentum in ihr sich nicht ertöten lassen wird, so vermag nichts besser als eine Gestalt wie Ludwig Richter uns in der Aufrechterhaltung jener Unterscheidung zu bestärken und diese Hoffnung in uns zu kräftigen.

Zwar drängt sich uns die Beobachtung und Ueberzeugung auf, daß Richters Frömmigkeit in ihrer Grundlage und ihren Aeußerungen durchgehends evangelisches Gepräge trage, schon deshalb, weil sie in jeder Beziehung biblisch begründet und gefärbt ist. Von römisch-katholischem Geist im besondern Sinn spüren wir in der Entwicklung seines innern Lebens rein nichts. Wie wunderbar! Salzburg, Zillerthal, Rom sind die Stätten, da diese Entwicklung ansetzt und sich in entscheidender Weise ausgestaltet: Salzburg und Zillerthal bekannt dadurch, daß im vorigen wie in diesem Jahrhundert evangelisch-biblische Ueberzeugung dem römischen Gewissensdrucke weichen mußte, und Rom der Sitz der bibelfeindlichen Papstmacht und des gerade damals neu erwachenden Jesuitentums! Und gerade dort wird Richter zur Bibel geführt, die ihm Quell aller Wahrheit und tiefsten Lebensglückes werden sollte! Als er 1823 an seinem Geburtstag in Rom einzog, donnerten die Kanonen und läuteten die Glocken zu Ehren des neugewählten Papstes Leo XII., unter dem die Jesuiten unheilvollsten Einfluß erlangten. Aber mochte immer dieser Papst auch die Bibelgesellschaften verdammen,

die sich frech über die ganze Erde hin verbreiten und dem kirchlichen Verbot zum Trotz die heiligen Schriften in den Landessprachen übersetzen oder vielmehr entstellen, sodaß in ihnen nicht Christi, sondern der Menschen, ja des Teufels Evangelium zu finden ist —

Richter bleibt von diesem bibelfeindlichen Geiste so unberührt, daß er in der Sehnsucht nach einem sichern Kompaß im Wirrsal des Lebens gerade zu des Erzketzers Luther Bibelübersetzung greift und dann in sein Tagebuch schreibt:

Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel und ich glaube sie zu verstehn. Seitdem mir die heilige Schrift und feuriges Beten den Glauben erweckt haben, bin ich recht glücklich; ich lebe jetzt erst, da ich nun den festen, einzig wahren Weg des Lebens gefunden habe.

So äußert er sich in den ersten Tagen des großen Jubeljahres 1825, das Leo XII. mit dem Schwall hochtönender Redensarten seiner Jubiläumsbullen aus verdienter Vergessenheit heraufbeschworen hatte. Richter ließ dieser Höhepunkt römischer Frömmigkeit völlig kalt. Den festlichen Augenblick der mit mittelalterlicher Pracht gefeierten Eröffnung der heiligen Thüren an der Peterskirche, wozu die gesamte Christenheit auf den Christabend 1824 nach Rom geladen war, bezeichnet er in seinem Tagebuche unehrerbietigerweise nur als großen Spektakel; er bleibt lieber zu Hause und feiert unter stillem Gebet von der Gnade Gottes im Herzen berührt das Weihnachtsfest. Die bald folgende Neujahrsnacht leitet auch ihn in ein Jubeljahr hinüber. Aber was demselben seine bleibende Bedeutung für ihn giebt, sind, wie wir gelesen haben, nicht päpstliche Ablässe und pomphafte Pilgeraufzüge zu den heiligen Stätten — am Palmsonntag bemerkt er von einem solchen ganz kurz: „Ich hatte keine Lust hinzugehn“ —, sondern die stillen Stunden des einsamen oder mit den Freunden gemeinsam getriebnen Forschens in der Schrift und die Predigten und Vorträge in der evangelischen Kapelle der preußischen Gesandtschaft, der Warte des deutschen Protestantismus in Italien. Nicht nur am Ostersonntag schreibt er, daß Rothe „ganz herrlich“ predigte, auch sonst versäumte er selten eine Predigt dieses echt prote-

stantischen Theologen, deren Wert ihm wieder in ihrem tief-biblischen Gehalt besteht:

Die Gedankenkette senkte sich tief auf den Grund des göttlichen Wortes und förderte den reichen Schatz zu Tage, auf dessen lebendige Aneignung und Verwendung er hinwies.

Während für evangelische Künstler wie Overbeck die Macht und Pracht der katholischen Kirche und ihres Gottesdienstes so gefährlich ward, daß sie ihrem Glauben untreu wurden, ist dem katholischen Richter die prunklose Nüchternheit der Gesandtschaftskapelle im Palazzo Caffarelli so wenig anstößig, daß sie ihn gerade durch ihre Einfachheit an die Gottesdienste der ersten Christengemeinden erinnert.

Was Richter in Rom in dem Evangelium von der Gnade Gottes in Christo durch die Bibel und evangelische Freunde und Leiter gefunden, hat er als Grundlage seines Christentums sein Leben hindurch festgehalten:

Christus allein ist unser aller Arzt und Heiland, der unsre Seelen gesund macht.

Zu ihm und seiner Gnade hat er offnen Zutritt: von einer Heilsvermittlung durch die Kirche und ihren Papst, von Mariendienst und Heiligenverehrung, von Ablaß und sonstigen Kennzeichen römischer Frömmigkeit finden wir in seinen vielen Aufzeichnungen nirgends auch nur die leiseste Spur. Die Bibel in der berichtigten und mit Anmerkungen versehnen Ausgabe J. F. von Meyers, dessen „Blätter für höhere Wahrheit“ ihm in Rom von Wichtigkeit waren, bleibt, ein Weihnachtsgeschenk seiner treuen Gattin, seine Begleiterin durch frohe und trübe Tage. Täglich wird aus ihr Hausgottesdienst gehalten, und wenn Kunstfreunde zum Besuch da sind, empfinden auch sie die Weihe, die von hier aus das Familienleben durchdringt. Daneben ist die dem Thomas von Kempen zugeschriebne „Nachfolge Jesu Christi“ in Sailers Uebersetzung ihm Quelle stets neuer innrer Anregung, jenes unter Katholiken wie Evangelischen nach der Bibel wohl am weitesten verbreitete Erbauungsbuch aus dem Kreise der zu den Reformatoren vor der Reformation gezählten Brüder vom gemeinsamen Leben. Außerdem waren Matthias Claudius, Bunsens Hausbuch und G. H. von Schuberts Schriften Richters Lieblingsbücher, wie auch Becks und Rothes christliche Gedanken sich ihm tief einprägten. Ueberhaupt besteht sein geistiger Verkehr vorzugsweise aus Evangelischen; und seine Besuche bei Vater Blumhardt in Bad Boll, von denen seine Aufzeichnungen so schön berichten, waren ihm für Leib und Seele die beste Erquickung. Auch seine Dresdner Kunstfreunde sind meistenteils fromme Glieder der evangelischen Kirche; von den bekanntesten nennen wir Schnorr, den Künstler unsrer herrlichen Bilderbibel, und Rietschel, den Bildner des Lutherdenkmals. An der Person unsers Reformators hat Richter sich nie gestoßen; hätte er sonst seine Holzschnitte in dem Maße mit Sprüchen aus seiner Bibelübersetzung und Liedern seiner Kirche schmücken können? Und wie in Luthers, so ist auch in Richters Persönlichkeit ein inniger Bund des deutschen Gemütes mit dem christlichen Glauben geschlossen worden. Er ist begründet auf die Wahrheit der durch Christum gebrachten Versöhnung. Weil diese lebendig angeeignet ist, darum geht durch Kunst und Leben der fröhliche Zug der Freiheit eines Christenmenschen, der überall die Höhe evangelischer Sittlichkeit innehält, die unter Abweisung weltverachtender Herbigkeit alles Natürliche in den Dienst des Reiches Gottes stellt und dadurch weiht und verklärt. In dieser friedlich abgeklärten künstlerischen und persönlichen Eigenart, die überall auf eine wohlthuende Harmonie gestimmt ist, scheint uns zuhöchst das evangelische Gepräge von Richters Frömmigkeit zu liegen. Warum waren sonst diejenigen seiner Freunde, die ihn nur aus seinen Werken kannten, so erstaunt, als sie vor fünf Jahren von Richters katholischem Begräbnis lasen, daß sie an einen Irrtum der Zeitungen glauben wollten?

Dürfen wir nach alledem den frommen Künstler für unser Bekenntnis in Anspruch nehmen? Hören wir zuvor, wie er selbst über seinen Bekenntnisstand geurteilt hat. Von seiner römischen Zeit schreibt er:

Die lebhaften und anregenden Gespräche drehten sich um Kunst, Litteratur und religiöse Dinge. Von Konfession und Kirchentum war unter uns fast niemals die Rede, nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube in Beweis des Geistes und der Kraft, und es war selbstverständlich, daß ich mich zu denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieser Umschwung aller Anschauungen gekommen war.... Ich dachte weder an Protestantismus noch Katholizismus, sondern fühlte in Wirklichkeit das Glück, Christo anzugehören und sein Wort zu haben.

Auf die Meißner Zeit weist folgende Bemerkung:

Ueberhaupt hatten sich die konfessionellen Gegensätze noch gar nicht so zugespitzt, wie es bald darauf der Fall wurde; vielmehr lebte man in einer Strömung, wo alle innerlich lebendigen Christen, Katholiken wie Protestanten, sich über den aufgerichteten Zaun hinüber freundschaftlich die Hände reichten, und zwar nicht sowohl aus kühler Toleranz, sondern aus dem Gefühl des innigen Einsseins mit dem Einen, dem Heiland und Erlöser aller. Man brauchte in dieser Beziehung oft das Bild oder Gleichnis eines Herrn, dessen Truppen, obwohl einer Fahne folgend, doch verschiedne Uniformen tragen. Für mich gab es nur jene eine unsichtbare Kirche, von der es im Liede heißt:

Die Seelen all, die er erneut,
Sind, was wir heilge Kirche nennen.

Für die äußre Kirche hatte ich wenig Interesse. Zur Osterzeit ging ich nach Dresden in die katholische Kirche zum Empfang des heiligen Abendmahls, und in Meißen hörte ich zuweilen eine protestantische Predigt im Dom oder in St. Afra, bei welcher ich aber selten die Erbauung fand, die ich suchte.

Später freut er sich des auch in der Heimat neu erwachten Lebens in der evangelischen Kirche, während es ihm 1841 schien, als schliefe alles „wie Murmeltiere und Ratzen,“ und in seinen Aufzeichnungen von damals begegnen wir treuen Zeugen evangelischer Wahrheit; jedoch das kirchliche Bekenntnis steht ihm immer in letzter Linie.

Das, was wir Christentum nennen, ist ein mit Christo verborgnes Leben, ein Quellwasser klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdnen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches er spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche daran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist oft ein Segen darin; aber wer endlich rein aus der Quelle schöpft, wird nicht irren und wird großen Frieden haben.

Wohl scheint er sich darüber klar zu sein, welche Lehrausprägung das immerhin reinre Wasser bietet; jedoch da er nun einmal der katholischen Kirche angehört, genügt ihm die Geistesgemeinschaft mit den Gleichgesinnten im andern Bekenntnis.

Gott sei Dank, zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es solche gegeben, die sich in Einigkeit des Geistes verbunden gefühlt haben in ihrem Oberhaupt Christus, die den goldnen Spruch St. Augustins*) sich zur Regel machten: „Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!“ Diese sind es, welche die zu allen Zeiten gleiche „unsichtbare Kirche“ bildeten, welche die wahrhaft katholische, die allgemeine, reine und wahre ist, diejenige, von welcher das apostolische Glaubensbekenntnis redet: Eine heilige, allgemeine Kirche und Gemeinschaft der Heiligen, hier und dort oben.

So lange man ihm in seiner Kirche nicht verwehrt, diese Gemeinschaft zu pflegen, und so lange die andre Kirche ihn nicht davon zurückweist, findet er zum Bekenntniswechsel keinen Grund.

Die christliche Wahrheit ists, die ich suche, die ich in mir auszubilden, die ich darzuleben trachte, und was mir Wahrheit geworden, will ich bekennen, wenn ich darum befragt werde; aber aus einer Kirche in die andre überzuspringen, weil eine andre etwas mehr meiner Ueberzeugung entspricht, dazu fühle ich mich bis jetzt nicht gedrungen. Wenn alle den Geist Christi lebendig in sich hätten, so wäre die Einigung bald hergestellt. Jetzt gehöre ich jener unsichtbaren Gemeinde an, die überall in allen christlichen Konfessionen und Sekten zerstreut ist, in Gemeinschaft mit allen, die den rechtschaffnen Willen haben, an das Evangelium zu glauben und Christo nachzufolgen. Ich hoffe zu Gott, diese unsichtbare Gemeinde wird wachsen und — wenn die Zeit erfüllt ist, wird sich auch die äußerliche Einigkeit und Ausgestaltung machen. Ein Hirt und eine Herde!

Richter hofft also nach der politischen Einigung des Vaterlandes auch auf ein allmähliches Fallen der Bekenntnisschranken, auf eine Einigung der Kirchen. Er schreibt die angeführten Worte 1871 trotz der Unfehlbarkeitserklärung, unter den Zeichen des herannahenden Kampfes des Papsttums gegen die evangelische Kaisermacht. So innig war seine Sehnsucht darnach, daß man lerne, nicht katholisch oder evangelisch, sondern im lebendigen Glauben an den Erlöser ein Christ sein zu wollen! So fest stand sein Glaube an die Eine heilige allgemeine Kirche!

*) Vergleiche jedoch Nr. 21, Sp. 440: In omnibus caritas.

Wollen wir nun dagegen wiederum sagen, eine solche Stellung sei nur dem Einzelnen, nie der Gemeinschaft möglich, die ihren Glaubensgehalt in feste Formen prägen müsse; sie könne auch nur von einer so vorzugsweise innerlichen Natur, wie Richter war, eingenommen, ja überhaupt bloß auf einem evangelischen Standpunkte festgehalten werden, da die katholische Kirche doch nur ihre sichtbare Kirche als allein seligmachende kenne? Nein, wenn der fromme Meister darum in seiner Kirche bleibt, um an seinem Teil die Einheit der Bekenntnisse herbeiführen und versichtbaren zu helfen, so stecken auch wir das Schwert in die Scheide, freuen uns, daß unsre evangelische Glaubensausprägung dem Katholiken zu so innerlicher, lautrer und hoher Erfassung des Christentums hat Handreichung thun dürfen, daß auch in jener Kirche eine solche Uebung des Glaubens und der Liebe noch erblühen kann und wenigstens geduldet wird, und reichen jedem aus ihrem Kreise die Bruderhand, der das Wesen des Christentums nicht in den Aeußerlichkeiten und Ueberlieferungen des Romanismus, sondern in den unvergänglichen Glaubenswahrheiten findet, wie sie Ludwig Richter in folgenden Bekenntnissen, in die unsre Betrachtung ausklingen möge, schlicht und umfassend als Frucht seiner Lebenserfahrung ausspricht:

Das einfachste Christentum ist praktisch ausgedrückt: Gott über alles! Den Nächsten wie sich selbst lieben, an Jesus Christus glauben und die Gnade Gottes und Vergebung durch ihn erlangen. Darnach dürfte sich ein jeder des Abends prüfen, so wird er wissen, wie es mit ihm steht. a) War ich treu im Gebet, im öftren Aufblick zu ihm unter Tage? That ich seinen Willen und folgte ich ruhig seiner Führung? b) Wie verhielt ich mich gegen meinen Nächsten? War Liebe in allem, was ich that, redete und dachte? c) Beide Prüfungspunkte werden mich gewiß drängen, bei Jesu Christo um Vergebung der Versündigungen, Irrtümer und Mängel zu bitten. So werde ich den Frieden Gottes finden, und die Liebe Gottes und Christi wird immer zunehmen! Das ist wohl das einfachste praktische Christentum. Wer das treu übt, wird Frieden haben, und alles dogmatische Christentum wird ihn weder irren noch versteinern lassen. . . .

Bete jeden Morgen, jeden Tag, und weißt du nicht wie, so lerne das Vaterunser. Da ist alles in Fülle, was ein Menschenherz braucht, um selig zu sein bis zum Jauchzen. Vor allem bete in solchen Stunden, wo die Seele Thränen zu den Augen herausjammert oder das Herz wie zwischen Steinlasten eingeklemmt erstarren will — dann lerne diese Kraft aus der Höhe kennen, und Glauben aus lebendigster, tiefster Erfahrung wird dir nicht mehr unmöglich Ding scheinen. Das andre Allbekannte und doch Verborgenste, welches als ein voller Strom direkt in das ewige Leben voller Seligkeit dahinfließt und nie verdürsten und verdorren lassen wird, ist das Neue Testament. Lies täglich ein Stücklein. . . . Achte weder hohes noch gemeines Geschwätz darüber; aber gehe selbst zur Quelle und schöpfe täglich und nie ohne den Geist des Lebens angerufen zu haben, der über dem Chaos schwebte und Leben hervorrief, wo vorher Dunkel und Verwirrung war. . . . Für redlich Suchende giebts keinen Frieden, als im Zentrum. Es giebt keinen andern Weg zur Erfahrung der Wahrheit, als Suchen in der Schrift, Bitten um Licht, Suchen bei dem, der sich selbst die Wahrheit und das Leben genannt hat,

Jesus Christus.

R K

Henri Arnaud und die glorreiche Rückkehr der Waldenser

5

So sammelten sich denn die Waldenser im August 1689 im Walde von Prangins. Der frühere Versuch der Rückkehr hatte deutlich genug gelehrt, wie jeglicher Erfolg durch die genaueste Wahrung des Geheimnisses bedingt sei. Dies letztre gelang so vollkommen, daß der Gesandte des Herzogs von Savoyen wenig mehr als vierzehn Tage vor der Ueberfahrt der Waldenser über den Genfer See die Regierung von Bern darauf aufmerksam machte, es sei berichtet worden, daß die Waldenser sich in Graubünden sammelten. Die Berner Regierung hatte selber von dem, was im Thun war, nur so ungenaue Kenntnis, daß sie ihre Truppen erst auf die Tage nach dem zu Anfang erwähnten Bettag aufgeboten hatte. Durch Vorsicht erreichten die Waldenser, daß ihr Vorhaben nicht gestört oder verhindert, und zugleich der Berner Regierung Unannehmlichkeiten erspart wurden. Diese konnte mit Wahrheit sagen, sie habe von allem nichts gewußt.

Freilich nicht alle Waldenser, die erwartet waren, trafen in dem Walde von Prangins ein. Besonders schmerzlich war das Ausbleiben einer Schar von 122 Männern, die aus Württemberg und aus Graubünden hätten kommen sollen. Auf ihrem weiten Wege wurden sie entdeckt und festgenommen. Sie mußten an Savoyen ausgeliefert werden und wurden unter Schmähungen und Mißhandlungen in die Kerker Turins geschleppt. Von alledem wußten die bei Nyon Versammelten nichts. Dennoch durften sie nicht länger mit der Abfahrt säumen. Sozusagen stündlich mußten sie das Eintreffen von Berner Milizen befürchten, die ihrem Unternehmen hätten ein rasches Ende bereiten können. Dazu waren sie nicht mehr vor aller Welt verborgen. Man hatte in der Umgegend die Ansammlung von Bewaffneten bemerkt. Diese hatten ja auch mit Schiffleuten wegen der Ueberfahrt unterhandeln müssen. Es waren sogar mehrere Wetten eingegangen worden, die Leute seien gewiß Waldenser, die zu einem neuen Unternehmen sich rüsteten. So wuchs allerdings die Gefahr mit jeder Stunde. Auf dem See erblickte man verschiedne Schiffe, die herankamen, um neugierig nach den Waldensern zu spähen. Diese besannen sich darum nicht lange. Da sie selber nur über vier kleine Schiffe verfügten, die bei weitem nicht zu einer raschen Ueberfahrt ausreichten, so legten sie auf die Boote der Schaulustigen Beschlag.

Ueber alle dem kam der Abend heran. Es galt aufzubrechen. Arnaud sprach ein feierliches Gebet. Darauf traten die Waldenser in die Schiffe, deren ihnen nun vierzehn oder fünfzehn zu Gebote standen, und fuhren in der Nacht vom Freitag auf den Samstag, 16./17. August 1689 zwischen neun und zehn Uhr ab. Bald erhob sich ein frischer Wind; dieser trieb die Boote wohl ein wenig auseinander, führte zugleich aber auch ein weitres Boot mit achtzehn Waldensern herbei, die von Genf aus sich auf den Weg gemacht hatten. Arnaud betrat mit vierzehn Begleitern zwischen den Ortschaften Nernier und Yvoire zuerst den savoyischen Boden. Sofort besetzte er alle Zugänge durch zuverlässige Wachposten; er selber ordnete das Volk, sowie es den Schiffen entstieg. Die Boote fuhren zurück, um die zu holen, welche bei der ersten Fahrt nicht Platz gefunden hatten; aber ihrer kehrten nur drei wieder. Aus Furcht und Treulosigkeit entflohen die Schiffer, obschon sie im voraus ihre Bezahlung erhalten hatten. Dadurch blieben 200 Mann auf dem schweizerischen Ufer zurück, und die 900, denen die Ueberfahrt gelungen war, durften es nicht wagen, auf sie zu warten. Umgekehrt mußte einer der Schiffer, der, selber um des Glaubens willen aus Frankreich vertrieben und in Nyon angesessen, ohne Entgelt bei der Ueberfahrt mitgeholfen hatte, sich den Waldensern anschließen, weil seine Genossen mit samt seinem Schiffe davon fuhren, während er noch Abschied nehmen wollte.

6

Werfen wir nun einen Blick auf die versammelte Schar, so dürfen wir uns diese in keiner Weise als eine ungeordnete Rotte von Freibeutern vorstellen. Die ganze Truppe von 900 Mann wurde nach den Heimatsorten der Mannschaft in neunzehn Kompagnien geteilt, zu denen noch eine Kompagnie von Freiwilligen kam. Sie gliederten sich ferner in Vorhut, Hauptmacht und Nachhut. Die Leute trugen gute Flinten mit Bajonett, Säbel und Pistolen. Die Offiziere, die sogar eine Art Uniform besaßen, waren teils Holländer, die Arnaud auf seiner holländischen Reise für die Sache der Waldenser gewonnen hatte, teils französische Reformirte, vielleicht auch französische Schweizer, tüchtige und ehrenwerthe Männer. Den Oberbefehl hätte ein Neuenburger, namens Bourgeois führen sollen. Allein er hatte sich nicht eingestellt. Daher übernahm einer von den Hauptleuten der Kompagnien das Kommando; doch durfte er nichts anordnen, ohne den Rat der andern Hauptleute zu hören, namentlich nicht ohne die Sache Arnaud vorzulegen, der alles im Auge hatte und Mitkommandant war. So war wohl Arnaud, wenn auch nicht General oder Oberst, so doch thatsächlich der Leiter und das Haupt des ganzen Unternehmens; mit vollem Rechte nennt ihn die offizielle Beschreibung des Zuges den

Patriarchen seiner Leute. Denn auch Aufzeichnungen wurden gemacht, und zwar Tag für Tag, durch Paul Renaudin, einen spätern Waldenser Pfarrer, der sich damals als Student von Basel aus der Rückkehr in die Heimat angeschlossen hatte. Fügen wir hinzu, daß außer Arnaud noch zwei Pfarrer mitzogen, deren einer freilich schon am ersten Tage gefangen genommen wurde und bis zum Friedensschluß im Kerker schmachten mußte, so ist das Bild eines wohlgeordneten Unternehmens vollständig vor unsern Augen.

Nicht vergessen dürfen wir endlich einen, der nicht mitzog und doch bei der Sache war und die allerwichtigsten Dienste leistete, den alten Glaubenshelden Josua Janavel. Sein Werk ist die ganze Anordnung, die Organisation des Unternehmens. Das Verhalten auf dem Marsch, beim Gefecht, den Bewohnern des Landes gegenüber ist in seinen Weisungen, seiner Instruktion festgestellt. Die Punkte, nach denen man im Fall der Not sich zurückziehen solle, sind im voraus bestimmt, und der Verlauf der Ereignisse hat gelehrt, wie Janavels Rat weise das Rechte getroffen hat. Er giebt Anleitung, wie dem Feinde der empfindlichste Schaden durch Tote und Verwundete kann zugefügt werden; er mahnt, auf dem Schlachtfelde keinen Gefangnen zu schonen; er warnt aber auch vor jedem unnütz oder unschuldig vergossnen Blute: den Bewohnern des Landes soll nicht Schade noch Leid geschehen, wenn sie nicht zuerst sich feindselig zeigen; soll ihnen niemals ohne Bezahlung etwas abgenommen werden. Zorn soll so wenig als Furcht im Herzen der Heimkehrenden Raum haben. Sie sollen die Berghöhen durch Wachposten besetzt halten und darauf achten, daß die Kugeln genau in den Lauf des Gewehres passen und um so sicherer treffen. Sie sollen aber auch Tag um Tag vor Gott sich beugen und Vergebung erflehen, in der Erkenntnis, daß ihre Sünden solche Heimsuchung über sie gebracht haben. In der Not soll Geduld ihren Mut aufrecht halten und stärken, so daß es nichts Festres (rien de plus ferme) geben könne als ihren Glauben. Dann werde Gott sie aber auch gewißlich erhalten und ihr Vorhaben gelingen lassen zur Ehre und zur Mehrung des Reiches Jesu Christi. In der That eine Instruktion, wie sie wohl sonst nie einem Heere mitgegeben worden ist!

7

Ohne Zögern setzte sich die Schar der Waldenser nach gemeinsamem Gebet in Bewegung. Kam es doch darauf an, der feindselig gesinnten Bevölkerung so wenig als möglich Zeit zu lassen, sich zu sammeln und Maßregeln zum Widerstande zu treffen. Es ist nicht möglich, hier dem Zuge Tag für Tag zu folgen. Bald heulte die Sturmglocke von Ort zu Ort. Vielfach sammelte sich die Bevölkerung mit den Waffen in der Hand. Jetzt war es der Uebergang über eine Brücke, dann der Durchgang durch ein enges, tief eingeschnittnes Thal, wo eine Hand voll Leute einem Heere hätte den Weg verlegen, ja es vernichten können. Aber der oft gefürchtete und stets erwartete Angriff erfolgte nicht. Oder wenn ein entscheidender Punkt besetzt war, so war es einmal das offne und freundliche Entgegenkommen der Waldenser, das die Bahn öffnete, ein andermal ihr entschlossnes und unerschrocknes Auftreten, das die Feinde entwaffnete und verzagt machte, sodaß sie selber die Hindernisse wegräumten, die sie bereitet hatten, und die Lebensmittel herbeischafften, die man von ihnen begehrte. Als sehr vorteilhaft erwies sich eine Maßregel, die ihnen Janavel vorgeschrieben hatte. Allenthalben nämlich nahmen sie Geiseln mit, wo immer möglich die Vornehmsten und Angesehensten eines Ortes oder einer Gegend, Grafen, Barone, Ritter, Edelleute, Advokaten, Ortsvorsteher, Mönche, Priester und andre Personen. Derer, welchen dieses Los zu teil ward, waren schließlich nicht weniger als 67. Bald mußten diese Geiseln als Wegweiser dienen, bald mit ihrem Leben für die Sicherheit der Waldenser haften, ein andermal die Unterhandlungen mit den Bewohnern des Landes führen und dann wieder das erregte Volk durch das Zeugnis beschwichtigen, das sie von der Ordnung und der Mannszucht der Kriegsschar ablegten. Ein Leid geschah ihnen ohne Not nicht; ja bald scherzten sie selber über ihre Lage und sprachen wohl zu ihren Wächtern, wenn sie einen ihresgleichen erblickten: Das wäre wieder ein hübscher Vogel für unsern Käfig. Von Gewaltthat oder Plünderung war keine Rede. Was an Lebensmitteln geliefert werden mußte, wurde aus der mit englischem und holländischem Gelde gefüllten Kriegskasse bezahlt. Nur in verlassnen Sennhütten nahmen sie, von Not und Hunger getrieben, ohne Entgelt, was sie bedurften und fanden. Freilich die Mühen und Nöte mußten die Geiseln mit den Waldensern teilen. Besser als die, welche ihre Meister geworden waren, konnten sie es nicht haben, außer wenn es ihnen gelang, zu entrinnen, oder wenn sie freiwillig losgegeben wurden. Und gering waren die Anstrengungen und Entbehrungen nicht. Der Marsch wurde mit aller möglichen Beschleunigung ausgeführt, öfters bei Nacht, vielfach im Regen, über rauhe Gebirge, auf fürchterlichen Pfaden. Am fünften Marschtage des Abends war es, daß Arnaud und sein Gehilfe, der Pfarrer Montoux, zum ersten mal seit acht Tagen eine ordentliche Mahlzeit einnehmen und in einem Bette drei Stunden ungestörter Ruhe genießen konnten; und das Tagebuch des Zuges irrt wohl nicht, wenn es beifügt: „Sie können auch mit Wahrheit sagen, daß ihnen niemals weder Mahlzeit noch Ruhe süßer gewesen ist." Derselbe Arnaud aber war es, der durch seine guten und heiligen Ermahnungen den Mut der Leute aufzurichten und zu beleben wußte, die ihm folgten, und die unter der Wucht des mannigfaltigen Elendes erliegen zu müssen schienen. Da galt es bei einem Bergübergang auf in Felsen gehauenen Pfaden zu klimmen wie auf einer Leiter. War der Anstieg rauh, so war der Abstieg nicht weniger mühsam und gefährlich. Man mußte sich niedersetzen und wie in einen Abgrund sich hinuntergleiten lassen. Spät in der Nacht kamen sie so zu Schäferhütten. Man mußte rasten. Nichts fand sich vor; wollten sie nur an einem Feuer sich erwärmen, so mußten sie die Dächer der Hütten zur Feuerung verwenden und so sich selber des Obdachs berauben, das sie hätte vor einem anhaltenden Regen schützen können. Dann ging es im tiefen Schnee, bei strömendem Regen wieder bergan. Selbst einer von den Hauptleuten der Waldenser verlor den Mut und verließ seine Brüder. Ein andermal baten die Geiseln fußfällig, man möchte sie eher töten als sie nötigen, so böse Wege zu gehen. Beim Uebergang über den Mont Cenis verirrte man sich im Nebel und im fußtiefen Schnee, vielleicht auch durch die Bosheit des Führers. Mehr durch einen Abgrund als durch einen Weg ging der Abstieg, dazu bei Nacht. Mehrere blieben völlig erschöpft da und dort im Walde liegen und fanden erst am Morgen sich wieder zu den andern, die im Thale doch wenigstens dürres Holz gefunden hatten, um sich zu erwärmen und zu trocknen.

Auf diese fürchterliche Nacht folgte ein denkwürdiger Tag, der achte seit der Ueberfahrt über den See, Samstag der 24. August. Der Feind, französische Truppen verstärkt durch Bauern der Gegend, war nahe. Aus sichrer Stellung rollte er Felsblöcke gegen die Waldenser und schoß auf sie. Man mußte ihn umgehen und auf fürchterlichen Pfaden auf Händen und Füßen die Bergeshöhe gewinnen. Sie kamen zum Ziel; aber manche der Ihren fehlten, namentlich auch, ein schwerer Verlust, zwei tüchtige Wundärzte. Da stärkten und trösteten sich die Waldenser in der gläubigen Zuversicht, daß nicht durch der Menschen Kraft noch Gewandtheit noch Menge Gott seine wunderbaren Absichten hinausführt. Sie beschlossen vorzurücken. Bald sahen sie, trotz dichtem Nebel, etwa 200 gerüstete Feinde heranrücken. Diese boten ihnen, als sie unerschrocken ihnen entgegengingen, freien Durchpaß, sogar Lebensmittel an, wenn sie die feindliche Stellung nicht angreifen, sondern friedlich umgehen wollten. Mit Mißtrauen gingen die Waldenser auf den Vorschlag ein. Bald erkannten sie die Tücke: die Feinde, von der einbrechenden Dunkelheit begünstigt, folgten ihnen nach, um unten im Thal der Dora an der wohlbesetzten Brücke von Salabertrand, deren Uebergang errungen werden mußte, den Erschöpften in den Rücken zu fallen und sie so sicher und mühelos aufzureiben. In einem Dorfe, eine Stunde vor Salabertrand, konnten die Müden sich etwas Wein verschaffen, und nach kurzer Rast zogen sie weiter. Bald sahen sie vor sich im Thal nicht weniger als dreißig Feuer glänzen. Dort lag also die Hauptmacht des Feindes. Sie stießen auf eine Vorhut, die eine Salve abgab und sich zurückzog. Der Kampf stand

also unmittelbar bevor. Die Waldenser beten. Dann geht es auf die Brücke los. Aus den Verschanzungen des andern Ufers schallt ein: Werda? Sie antworten: Gut Freund! Sind sie doch gut Freund, wenn man ihnen nur nicht den Weg streitig macht. Die Antwort von jenseits ist ein wütendes Gewehrfeuer, das wohl eine Viertelstunde anhält. Schaden richtet es nicht an; denn auf Arnauds Befehl haben sich die Waldenser zur Erde geworfen; nur ein Mann wird verwundet. Mehr noch: es erfolgt ein Angriff von hinten; Arnaud mit drei Gefährten gelingt es, die im Rücken andringenden Feinde zum Stehen zu bringen. Jetzt gilt es, alles zu wagen. In diesem Augenblick ertönt der Ruf: Mut, die Brücke ist genommen! Sie war es nicht. Doch das Wort schlägt ein. Mit Säbel und Bajonett stürmen die Waldenser auf die Brücke, rennen die Schanzen ein, werfen sich im Handgemenge auf die entsetzten Franzosen, ihre Säbel zerschmettern die französischen Degen und sprühen Funken an den Gewehren, mit denen die Franzosen die Hiebe abwehren möchten. Der Befehlshaber ist schwer verwundet und ruft fluchend: „Ist es möglich, ich verliere die Schlacht und meine Ehre! Rette sich, wer kann!" Bei zwei Stunden wütete der Kampf. Die Niederlage der Franzosen war eine vollständige. Von mehreren Kompagnien waren nicht mehr als 7 oder 8 Mann übrig. 2500 Mann hatten wohl verschanzt den Waldensern gegenübergestanden. Mehr als 600 deckten das Schlachtfeld; die Sieger hatten nicht mehr als 10—12 Verwundete und 14 oder 15 Tote verloren. Gott hatte für sie gestritten, ja ihre Feinde mit Blindheit geschlagen; denn hätten sie nur die hölzerne Brücke abgebrochen, so wäre für die Waldenser kein Entkommen möglich gewesen. Inzwischen war der Mond aufgegangen, und man sah nirgends mehr einen Feind. Nun sammelte Arnaud seine Schar. Die Beute mitzunehmen, war unmöglich. Sie ward in die Fluten der Dora geworfen. Mit Pulver und Kugeln aus den Vorräten der Franzosen versah sich jeder reichlich. Der Rest wurde mit Feuer vernichtet. Und nun schmetterten jauchzend die Trompeten, die Mannschaft warf die Hüte empor und jubelte: Dank sei dem Herrn der Heerscharen, der uns Sieg verliehen hat über alle unsre Feinde!

Aber noch war der gewaltige Tag nicht zu Ende. Die Feinde konnten mit Uebermacht zurückkehren. Darum wurde der Rest der glorreichen Nacht benutzt, um im Mondschein noch die auf der andern Seite des Thales aufsteigende Höhe zu erklimmen. Schwer war das Werk nach den vorangegangnen Tagen. Schlaftrunken fielen die Leute zur Erde. Die Nachhut hatte reichliche Arbeit, die Niedergesunknen aufzuwecken und in Bewegung zu erhalten. Doch es gelang; am Morgen des Sonntags, 25. August, standen die Helden auf der Höhe des Berges Sci.

Hier sammelte Arnaud die Seinen, deren Zahl etwa noch siebenhundert betragen mochte, nachdem gerade die allerletzten Tage nicht unbeträchtlichen Verlust an Verirrten und Gefangnen gebracht hatten. Gegenüber erblickten die Geretteten die Gipfel ihrer heimatlichen Berge; Arnaud ermahnte sie zum Dank gegen Gott, der sie durch so viele Not siegreich hindurchgeführt, und mit herzlichem Gebet feierten sie ihren Sonntag. Ein Ruhetag allerdings war es nicht. Ohne Säumen ging es hinunter ins Thal Pragelas, das, obwohl zu Frankreich gehörig, doch zum Glauben der Waldenser sich bekannt hatte, in dem aber das evangelische Bekenntnis gründlich ausgetilgt war. An jenem Sonntag freilich wurde im ganzen Thal nicht eine einzige Messe gelesen; denn alle Priester, mehr auf ihre Sicherheit als auf ihre Pflicht bedacht, hatten aus Schrecken vor den Waldensern die Flucht ergriffen. Am selben Sonntag noch wurde die letzte Höhe erstiegen, welche die Rückkehrenden von ihren Thälern schied. Zwei Tage später, am elften Tage des Zuges, erreichten sie in langsamem Abstieg das erste ihrer Dörfer, Balsille im Thale St. Martin, und tags darauf hielten sie ihren ersten feierlichen Gottesdienst in der Heimat. Im Dorfe Prals oder Prali fanden sie neben einer neu erbauten katholischen Kapelle zu ihrer Freude auch noch ihre eigne alte Kirche unzerstört, nur zum römischen Gottesdienst eingerichtet. Jene Kapelle wurde in Brand gesteckt, die Kirche aber von allem katholischen Weseu gesäubert. Darauf stimmten sie den 74. Psalm an: Gott, warum verstößest du uns so gar und bist so grimmig zornig über die Schafe deiner Weide? Arnaud, um innerhalb und außerhalb der Kirche sich verständlich zu machen, bestieg eine Bank unter der Kirchthüre und ließ auch noch Psalm 129 singen: Sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, so sage Israel, sie haben mich oft gedrängt von meiner Jugend auf, aber sie haben mich nicht übermocht. Darauf legte er diesen Psalm seiner Predigt zu Grunde.

Im Laufe weniger Tage und ohne daß sie weiter auf ernsthaften Widerstand gestoßen wären, setzten sich die Waldenser in den Besitz ihrer Thäler. Freilich ohne alles Blutvergießen ging es nicht ab. Wo feindliche Soldaten oder feindselige Bauern ihnen in die Hände fielen, wurden sie umgebracht. Daraus möchte man im ersten Augenblick den Rückkehrenden wohl einen Vorwurf machen. Aber bald wird man inne, daß sie eigentlich gar nicht anders handeln konnten, wenn sie sich nicht selbst samt ihrem Unternehmen verderben wollten. Ein Gefängnis für die Gefangnen war ja nicht vorhanden; sie mitführen auf dem Zuge und bewachen war unmöglich angesichts eines überlegnen Feindes und bei der beträchtlichen Zahl solcher Gefangnen; sie frei lassen dagegen hätte nichts andres geheißen, als selbst dem Feinde über Marschrichtung und Vorhaben, namentlich auch über die eigne, fast lächerlich geringe Anzahl allen wünschbaren Bericht schicken. Jedenfalls wollen wir uns wohl hüten, den Leuten, die ihr eignes Leben so wenig geschont haben, unnützes Blutvergießen vorzuwerfen, weil sie das Leben ihrer Feinde nicht höher achteten als das ihre.

Den vorläufigen Abschluß des Unternehmens bildete der erste September, ein Sonntag und der sechzehnte Tag des Zuges. Die Waldenser, nunmehr im Besitz ihrer Heimat, sammelten sich zum Gottesdienste auf den Wiesen bei Sibaud und Bobbio im Hauptthal. Arnauds Gehilfe, Montoux, predigte von einer über zwei Felsblöcke gelegten Hausthür herab. Nachher trat die ganze Schar zusammen, und alle leisteten einander den Eid unverbrüchlicher Treue. Die Führer gelobten, fest unter einander und mit ihren Mannschaften zusammenhalten zu wollen; die Soldaten versprachen Gehorsam. Die Mannszucht ward neu aufgerichtet und befestigt, wo sie etwa in den wilden und rauhen vorangegangnen Tagen sich mochte gelockert haben.

So stärken sie sich zu neuem Kampfe, denn nun gilt es festhalten, was gewonnen ist; die schlimmste Zeit steht ihnen erst noch bevor. Pr=S

Die Brüderschaft der Misericordia zu Florenz

Zu den vielen verschiedenartigen Bildern, die charakteristisch für italienisches Straßenleben sind, gehört in Florenz auch jener stille Zug schwarzer Gestalten, der Brüderschaft der Misericordia, die ehrfurchtsvoll von jedermann gegrüßt wird und schon Jahrhunderte lang unermüdlich ihres Liebesamtes waltet. Diese Vereinigung von Personen aller Stände macht es sich zur Aufgabe, Kranke zu pflegen, Verunglückte in die Hospitäler, Tote auf den Kirchhof zu tragen und ihnen die letzten Liebesdienste zu erweisen. Der Kultus der Toten, der in Italien, wie in allen katholischen Ländern, ein sehr großer ist, bringt es mit sich, daß die Krankenhäuser in den meisten Städten vorzüglich eingerichtet sind und mit besondrer Sorgfalt verwaltet werden; dennoch heben sich über die Leistungen aller andern Genossenschaften für Krankenpflege diejenigen der Misericordia durch unermüdliche Pflichterfüllung und humane Selbstlosigkeit hoch empor. Und wenn es heute keinen Florentiner giebt, der nicht mit größter Hochachtung den Brüdern begegnet, so gilt diese Ehrerbietung nicht allein der edlen Thätigkeit der jetzt lebenden Genossen, sondern ist, fast unbewußt, ein fortdauernder Zoll der Dankbarkeit gegen ihre Vorfahren, die durch nie ermüdende, großartige Aufopferung das Elend abzuwenden oder wenigstens zu lindern suchten, das Jahrhunderte lang durch die verheerende Pest und andre Krankheiten über Florenz hereinbrach.

Die ersten Anfänge dieser Brüderschaft finden wir im Jahre 1240. Und zwar erzählt man über ihre Entstehung folgendes: In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts begann der Wollhandel in Florenz einen großen Aufschwung zu nehmen, und die Handeltreibenden strömten an bestimmten Tagen der Woche aus den nahe und ferner gelegnen Ortschaften der Umgegend in Florenz zusammen. Zu gleicher Zeit fanden sich, um die Ware hin und her zu tragen, eine große Anzahl von Trägern auf dem Markte ein; wenn sie keine Beschäftigung mehr hatten, so versammelten sie sich in einer Osteria des Florentiner Domplatzes und vertrieben sich die Zeit mit Trinken, Spielen und Fluchen. Eines

Tags, als sie besonders laut lärmten, machte einer von ihnen, Pietro de Luca Borsi, den Vorschlag, eine Strafzahlung für jedes ausgesprochne Fluchwort festzusetzen, und für das gesammelte Geld acht Tragbahren von Mannslänge anzukaufen, für jeden Stadtteil eine. Auf diesen Bahren sollten von den jedesmal zu bestimmenden Trägern Kranke oder auf irgend eine Art Verunglückte in die Krankenhäuser gebracht und die Träger für jeden Weg mit einer kleinen Summe aus der gemeinsamen Kasse entschädigt werden. Der Vorschlag fand vielen Beifall, und Jahre lang wurde er mit großem Eifer befolgt. Später ging ein Nachfolger Pietros noch weiter; er verschaffte sich ein Christusbild, das er vor der Kirche San Giovanni, dem Dome gegenüber, aufstellte, und vor dem er ein Kästchen mit der Umschrift „Für die armen Verunglückten" anbrachte. An diesem Christusbilde hielt er eine Predigt über die Barmherzigkeit, und die von allen Seiten hinzuströmenden begeisterten Zuhörer gaben an einem Tage die reiche Spende von 500 Gulden. Mit diesem Gelde wurden einige Zimmer über der Osteria und noch andre in dem Nebengebäude, dem sogenannten Bigallo, gemietet und hier die ersten Statuten zur noch jetzt bestehenden Organisation der Brüderschaft festgestellt. Wenige Jahre später wurde diese von Monsignor Giovanni Vitelleschi, Erzbischof von Florenz, als Genossenschaft Misericordia im Namen der heiligen Madonna, im Namen von Petrus und Johannes und zu Ehren des heiligen Tobias, des besondern Schutzpatrons der Brüderschaft, eingesegnet. Das edle Beispiel der Brüder und der menschenfreundliche Zweck ihrer Thätigkeit gewann der Sache immer mehr Mitglieder; Personen aus allen Ständen meldeten sich zur Aufnahme, und bald stieg die Zahl der Brüder auf hundert.

Die erste Gelegenheit zu hervorragenden Leistungen wurde der Misericordia durch die im Jahre 1325 zum erstenmal in Florenz verheerend auftretende Pest geboten, die infolge der Kriege der Florentiner gegen Altopascia, den Herrn von Lucca, ausbrach. Diese erste geschichtlich bekannte Pest forderte so viele Opfer, daß man, um die Kranken nicht zu schrecken, aufhörte, die Sterbeglocke zu läuten, und die Zahl der Toten gar nicht bekannt werden ließ. Die Misericordia leistete unermüdlich Hilfe, trug die Erkrankten in die Spitäler und bestattete die Toten. Für ihre Mitglieder wurden der Genossenschaft zu jener Zeit drei Begräbnisplätze im Dome Santa Maria del Fiore angewiesen, die dann später mit andern auf dem Kirchhofe vertauscht wurden.

Fast zwei Jahrhunderte lang wurde Florenz in kleinen Zwischenräumen von immer neuen Ausbrüchen der verheerenden Seuche heimgesucht, und an die Aufopferungsfähigkeit der Misericordia wurden fast übermenschliche Ansprüche gestellt. So starben z. B. während der schrecklichen Pest, die Boccaccio beschreibt und die 1348 vom April bis September wütete, täglich bis sechshundert Personen, im ganzen in den fünf Monaten hunderttausend Menschen. Zu jener Zeit wurden der Misericordia von reichen Bürgern 35 000 Goldgulden geschenkt zur Unterstützung der armen in die Stadt geflüchteten Landbewohner und zur Abwendung der drohenden Hungersnot. 1522 war die Wut der Krankheit eine so große, daß die Leute auf der Straße und auf den Dächern beichteten und ihr Testament machten. 1632 wurde Florenz zum letztenmal von der Pest heimgesucht; als dann endlich Stadt und Land von dem Unglück befreit waren, kamen die Bewohner erst zur richtigen Wertschätzung und Anerkennung der Jahrhunderte lang bewiesnen Opferwilligkeit der Misericordia, und das ganze Volk wurde nicht müde, warm empfundnen Zoll der Dankbarkeit zu zahlen. Sobald die Brüderschaft sich in die Kirchen begab, wurde sie mit Glockengeläut und großer Auszeichnung vom Klerus empfangen, und beim Austritt aus den Gotteshäusern brach die immer mehr anwachsende Volksmenge in jauchzende Evvivas aus.

Unterdessen hatte sich die Brüderschaft in den seit ihrer Gründung verflossnen Jahren nach neuen Statuten geordnet, zugleich auch ihren Versammlungsort gewechselt. Die Räume im Bigallo erwiesen sich allmählich als immer unzureichender, und so siedelte die Misericordia 1491 in die nahe Kirche von S. Cristofano über, wo sie große bauliche Veränderungen vornahm und bis 1576 blieb. Später wünschte der Großherzog Franz I., daß sie mehr im Mittelpunkte der Stadt wohne, und die Gesellschaft verlegte ihren Sitz auf den Domplatz, wo sie sich noch heute befindet und nach und nach einen immer ausgedehntern Besitz erworben hat. Hier erbaute die Misericordia eine eigne, dem heiligen Tobias geweihte Kirche und gab im Jahre 1782 für weitre bauliche Veränderungen 16 000 Scudi aus; Versammlungs-, Ankleide- und Büreauzimmer wurden angelegt, ein Leichenzimmer wurde hergerichtet und ein Archiv gegründet.

Die Gesellschaft, die ursprünglich mit kleinen Beiträgen der Brüder die gesamten Ausgaben für Anschaffung der Tragbahren u. s. w. bestritten hatte, erhielt im Laufe der Zeit reiche Beiträge und Vermächtnisse von Bürgern der Stadt, die es ermöglichten, daß heute jedes Mitglied nur eine einmalige, nicht bedeutende Zahlung beim Eintritt in die Brüderschaft leistet. Diese setzt sich aus allen Volksschichten zusammen und ist durch Statuten, die 1854 neu durchgesehen wurden und heute ziemlich unverändert weiter bestehn, streng geregelt. Die Misericordia zählt 72 sogenannte capi di guardia (Häuptlinge), die in vier Klassen eingeteilt werden: 10 Prälaten (prelati), 14 Adlige (nobili e statuali), 20 gewöhnliche Priester (sacerdoti semplici) und 28 Arbeiter. Außer diesen capi di guardia gehören noch 175 sogenannte giornanti und eine unbegrenzte Zahl von Brüdern di buona voglia (freiwilligen Pflegern) zum Verbande der Brüderschaft; d. h. die letztern erreichen erst je nach ihren, freiwillig angebotnen, Dienstleistungen die Eintrittsberechtigung in den allgemeinen Genossenschaftsverband. Alle Brüder haben gleiche Stimmberechtigung bei sämtlichen die Brüderschaft betreffenden Angelegenheiten, und thun, ob hoch, ob niedrig geboren, ihr Amt freiwillig, ohne Bezahlung. Die strengen Regeln der Misericordia verbieten sogar, mit Ausnahme eines Glases Wassers, die Annahme jeglicher Erfrischung oder Stärkung während der Stunden der Krankenpflege und Nachtwachen und untersagen gleichzeitig jeden Verkehr mit Angehörigen des Kranken und jede Unterstützung durch Familienmitglieder während dessen Pflege, so lange die Misericordia am Krankenbette weilt. In früherer Zeit wurden zum Transport von Verunglückten und Toten einfache Bahren benutzt, die später durch bequeme Tragkörbe ersetzt worden sind. Die Träger wie sämtliche Brüder der Misericordia sind in eine schwarze Kutte gekleidet, die auch Kopf und Gesicht bedeckt und nur die Augen sichtbar läßt. Zweimal am Tage, morgens und um Ave Maria, versammeln sich alle Brüder auf den Ruf der Misericordia-Glocke, die am Campanile geläutet wird; die für den Tages- und für den Nachtdienst bestimmten werden ausgewählt und gehn ihrem Amte nach. In Fällen dringender Gefahr läutet die Glocke auch zu andern Tageszeiten und ruft die Brüder zu sofortiger Dienstleistung zusammen. Jede Person aus jedem Stande kann der Brüderschaft als thätiges oder passives Mitglied beitreten und erlangt gleiche Privilegien durch Zahlung eines einmaligen Beitrags. Stirbt ein Mitglied der Gesellschaft, so wird es auf deren Kosten begraben, und zwar haben die Brüder, im Gegensatz zu allen übrigen Florentinern, das Recht, ihre Toten zu jeder Stunde, auch abends, zu begraben. Zum Tragen der Bahre gehören wenigstens zehn Brüder, und die Geistlichen, die sich der Genossenschaft eingeschrieben haben, müssen, wenn die Totenglocke läutet, die Leiche mit den Brüdern zusammen begleiten. Der Begräbnisplatz, der im Jahre 1837 der Misericordia von der Stadt Florenz angewiesen wurde, liegt außerhalb der Porta a Pinti und umfaßt ein weit ausgedehntes Terrain, das 1839, nach Einweihung einer dort erbauten Kapelle, seiner Bestimmung übergeben wurde. Dort, an einem der schönsten Punkte der Welt, inmitten der reichen, glücklichen toskanischen Landschaft, ruhen die Brüder, die zum Nutzen ihrer Mitmenschen segnend gewirkt, neben jenen, denen sie bis zum letzten Augenblick Liebesdienste erwiesen und denen sie, soweit es in menschlicher Macht steht, das Scheiden aus dem Leben leichter machten.

Außer in Florenz giebt es in Lucca, Pisa, Livorno und einigen kleinern Städten Toskanas Zweig-Brüderschaften dieser humanen, ursprünglich Florentiner Gesellschaft der Misericordia, und überall ist sie gleich hoch geachtet und anerkannt. M M

Verschiednes

(Michael Baumgarten †) Ein Einsamer unter den Theologen der Gegenwart ist aus einem Leben der Enttäuschungen und des Kampfes geschieden: Michael Baumgarten, geboren 25. März 1812 zu Haseldorf in Holstein, 1850 bis 1858 Professor der Theologie in Rostock, von der mecklenburgischen Regierung seines Amtes entsetzt, gestorben in Rostock am 21. Juli. Seine Geschichte ist einer eingehendrer Behandlung in diesen Blättern wert. R

(Noch eine Stimme aus unserm Leserkreise) Der Briefwechsel des Herausgebers mit einem Leser und Freunde des Blattes über unsre Haltung Rom gegenüber hat weitre Kundgebungen aus dem Leserkreise zur Folge gehabt, für die ich hiermit danke. Den Austausch weiter fortzuführen, war unsre Absicht nicht; im Gegenteil, die Frage muß nun auf eine gute Zeit für uns erledigt sein. Aber aus einer Zuschrift möchte ich doch hierunter das Wesentliche mitteilen, damit auch jene andre Gruppe, von der ich in meinem Briefe Spalte 574 gesprochen, zu Worte komme. Sie stammt ebenfalls von einem Nichttheologen, von einem Vertreter der politischen Presse. Ich bemerke dazu, daß für uns selbstverständlich in erster Linie nicht der nationale, sondern der religiöse Gesichtspunkt maßgebend ist.

Sie haben, heißt es in der ausdrücklich für den Abdruck bestimmten Zuschrift, mir aus dem Herzen gesprochen. . . . . Und ich glaube sagen zu dürfen: nicht nur mir, sondern allen denjenigen Lesern Ihres Blattes, die durch gründliche Studien ihren geschichtlichen Blick zur genauern Erkenntnis der römischen Gefahr geschärft haben — zur Erkenntnis des furchtbaren Ernstes dieser Gefahr, die nicht nur unsre evangelische Kirche, sondern auch unser deutsches Volkstum, unsre nationale Kultur, die auf dem Protestantismus beruht, unser neugegründetes deutsches Reich, unser ganzes nationales Dasein mit dem Untergang bedroht. Schreiber dieser Zeilen glaubt sich zu denjenigen Protestanten rechnen zu dürfen, die durch eingehendes und gründliches Studium der neusten Geschichte, besonders der Kirchengeschichte, ihren geschichtlichen Blick in dieser Beziehung geschärft haben; und eben deswegen ist er mit der von Ihnen Rom gegenüber bisher beobachteten Haltung völlig einverstanden, sowohl was die Richtung, als was das Maß und die Art Ihrer Kampfesweise betrifft. In der Zuschrift Ihres Lesers, die Ihnen Veranlassung zu Ihrer Antwort gegeben hat, vermisse ich gerade diesen geschichtlichen Blick — es ist das ja leider noch bei so vielen gebildeten Protestanten der Fall, die Alt-Rom viel besser und gründlicher kennen als Neu-Rom. Daß dem Herrn Zusender diese durchdringende Schärfe des zeitgeschichtlichen Blickes fehlt, zeigt sich unter anderm darin, daß er immer nur von Ihrem Kampfe gegen den Katholizismus spricht, wo doch der Ausdruck Papismus der einzig richtige sein würde. Nur letztern, also Rom, haben Sie angegriffen, niemals erstern; jeder Sachkenner weiß, daß das zwei sehr verschiedne Dinge sind; aber dadurch, daß Ihr Herr Leser sie nicht auseinander gehalten, hat er den Standpunkt der Betrachtung verschoben und Ihnen Unrecht gethan. Wir raten

ihm und allen Protestanten, die sich noch auf ähnlichem unklarem Standpunkte befinden, einmal gründlich Nippolds Geschichte des Katholizismus seit der Restauration des Papsttums durchzustudieren — da werden ihnen die Augen aufgehen über jenen Unterschied einerseits, über die immer näher heranrückende, hochernste, immer mehr zum letzten Entscheidungskampfe drängende Gefahr, die unsrer Kirche, unserm Reiche und Volke von Rom droht, anderseits. Zur Beleuchtung dieser Gefahr brauche ich nur an zwei Thatsachen zu erinnern: daß es nur die fanatisch-papistisch gesinnte Kaiserin Eugenie und ihr von Rom aus geleiteter jesuitischer Beichtvater gewesen sind, die 1870 den Ausschlag zur Kriegserklärung Frankreichs an Deutschland gegeben haben, und daß es jetzt wiederum Rom [nur Rom?] ist, das einen Weltbrand zur Sprengung des verhaßten Dreibundes und zur Wiedererlangung des Kirchenstaates zu entzünden und zu diesem Zwecke das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich zu stande zu bringen sucht. . . . . Es ist darum ernste Pflicht der protestantischen und reichstreuen Presse, fortwährend ihre Stimme erklingen zu lassen, um die Schläfrigen, Saumseligen, Vertrauensvollen aufzurütteln, ihnen die Größe der nationalen Gefahr zu zeigen und sie zu entschlossner Abwehr zu einigen. Um so mehr, da unsre protestantischen Regierungen und Staatsmänner seit Anfang dieses Jahrhunderts gegen Rom geschlafen, namentlich die Lenker des größten deutschen Staates, der vor allen zum Vorkämpfer des Protestantismus berufen war, in unseliger Verblendung das Wachsen Roms befördert und den Riesen, der sie jetzt zu erwürgen droht, selbst großgezogen haben. . . .

Ich glaube also, Ihnen im Namen vieler Gesinnungsgenossen zurufen zu dürfen: Fahren Sie so fort in Ihrem Kampfe — nicht gegen den Katholizismus — sondern gegen dessen heidnisches Zerrbild: den römischen Papismus! Es ist durchaus nötig, daß gerade die kirchlichen Blätter dies thun; denn unsre politische Presse, leider auch die nationalgesinnte und reichstreue, ist mit wenigen Ausnahmen gegen Rom ebenso vertrauensselig wie unsre Staatenlenker; ich schreibe das ebenfalls aus genauer Sachkenntnis nieder, denn ich stehe seit achtzehn Jahren im Preßdienste; meine Herren Kollegen haben größtenteils vor lauter Politik und Volkswirtschaft den Sinn für die doch so unendlich wichtigen und folgenreichen religiösen und kirchlichen Fragen unsrer Zeit verloren; ihnen fehlt eben so sehr der rechte geschichtliche Blick für die Erkenntnis und Würdigung der römischen Gefahr; . . . sie sind leider nicht imstande, unser Volk davor zu warnen und zu retten. Darum gerade müssen Blätter wie das Ihrige die von der großen politischen Presse vernachlässigte nationale Pflicht erfüllen und ihre Leser immer und immer wieder auf die von dem uralten Todfeinde unsers Volkes, an dem wir schon zweimal zu Grunde gegangen sind (zur Zeit der Staufer und des dreißigjährigen Krieges) uns drohenden Gefahr hinweisen. Sie greifen damit nicht den Katholizismus an. . . .

(Ein „Janssen" vor 260 Jahren) Im Jahre 1625 übersandte der Chorbischof zu St. Gereon in Köln, D. Petrus Cutsemius, dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen als eine kleine Gabe „nach des Kriegs und der Waffen Geräusch, nach Schlachten und Siegen" ein Büchlein, betitelt Saxonia catholica. Die Schrift, wohl schon seit dem Jahre 1617 vorbereitet, aber durch die Kriegswirren etwas verzögert, hatte keinen geringern Zweck, als das, was der Titel sagt, zu bewirken, den Kurfürsten zum „Rücktritt" zur katholischen Kirche zu bewegen.

Da galt es vor allem, auf die Wettiner als „getreue Anhänger des katholischen Glaubens" bis auf Friedrich III. hinzuweisen, „welcher, der allererste aus der sächsischen Dynastie, gar zu unüberlegt die Religion der Ahnen nicht anders als ein altes, abgenutztes Kleid beiseite warf und ein neues, welches damals Luther, ein abtrünniger Augustinermönch, zusammenflickte, anzog"; sodann aber die Gestalt des Reformators in den Schmutz zu ziehen.

Und das versucht er in nicht ungeschickter, der Janssenschen Methode unsrer Tage recht ähnlichen Weise. Wie ist denn eigentlich Luther dazu gekommen, das „neue" Kleid der evangelischen Kirche „zusammenzuflicken"? Cutsemius ist in der Lage, dem Kurfürsten darüber folgenden Aufschluß zu geben. „Luther dachte anfänglich durchaus nicht daran, auch nur einen Fuß breit sich von dem katholischen Glauben oder von dem Augustinerorden zu trennen, vielmehr fing er erst, neidisch geworden auf die Dominikaner, gewöhnlich Predigermönche genannt, Sylvester Prieras und Johann Tetzel, denen damals der Vertrieb des Ablasses übertragen worden war, ihr Auftreten und allmählich die Kirchenlehre vom Ablaß selbst durch Wort und Schrift anzugreifen. Da er nun ohne Liebe, eines selbständigen Gemütes und zugleich hochmütig war, fiel er, wie es zu gehen pflegt, aus einem Irrtum in den andern und, wie es der Dinge Ausgang zeigt, Schritt für Schritt von Sünde in Sünde, bis er jählings in den Abgrund stürzte, in die schwerste Strafe für alle seine Vergehen: Verblendung des Geistes." Also aus Neid ging die Reformation hervor; sie ist das Werk eines Geistesverblendeten.

Aber der Beweis? Cutsemius begnügt sich, durch reichliche Zitate zu bewähren, daß Luther von Anfang an keine Trennung von der römischen Kirche beabsichtigte — was vollständig richtig ist! — und findet darin zugleich den Beweis, daß Luther nicht für „einen außerordentlich von Gott erweckten und gesandten Reformator der gesamten alten oder Gründer einer neuen Kirche" gehalten werden dürfe. Aber den Beweis für Luthers „Neid" gegenüber Tetzel bleibt Cutsemius schuldig!

Luthers anfängliche Unentschiedenheit, ob er in der katholischen Kirche bleiben soll oder nicht, ist nach Cutsemius' Urteil ein innrer

Widerspruch, der sein ganzes Werk richtet. Darum solle sich der Kurfürst hüten, diesem Manne „als einem Lehrer des Glaubens zu folgen" und ihm, der „sich selbst so oft widersprochen, das ewige Heil seiner Seele anzuvertrauen."

Cutsemius will davon absehen, Luthers Irrtümer und Laster eingehender darzulegen, „weil das schon von sehr vielen andern zur Genüge geschehen ist," kann aber nicht umhin, dem Kurfürsten einige bezeichnende Beispiele von der Grobheit des Mannes vorzuführen, die er selbst gegen Kaiser, Könige und Fürsten zeigte, „wenn sie nicht sogleich auf seinen Wink diese seine neue Religion willfärtig annahmen" (quos Praeceptor iste non solum Asinos, Grobe Filtz, Tölpel, Esel u. s. w. sed omnino scelestos, Germanico: Schelmen und Erlose Bößwicht traducebat).

Hierauf werden die katholischen Glieder des Hauses Wettin besprochen und dem Kurfürsten als Muster hingestellt. Als Cutsemius zu Friedrich dem Weisen kommt, kann er eigentlich „vor Thränen" nicht weiter. „Der ist es, der den unseligen Anfang mit diesen verderbten Zeiten gemacht, der zuerst aus dem erlauchten Sachsenhause von seinen so zahlreichen lobenswürdigen Ahnen abfiel und eine neue, den Vätern unbekannte Lehre unter dem Scheine des Evangeliums, wonach seine Anhänger sich Evangelische nannten, annahm."

Cutsemius fordert keinen andern Dank für seine Arbeit, kein andres Geschenk, keine andre Belohnung, als dies, daß durch das Sachsenland Triumphgesang über die Rückkehr des Kurfürsten zur römischen Kirche erschalle.

Anfang des Jahres 1623 erschien, verfaßt von dem thüringischen Pastor M. Samuel Müller, eine Gegenschrift: Spes vana Papistica. Cutsemius meinte nicht schweigen zu dürfen und ließ noch in demselben Jahre eine Apologia im Druck ausgehen, welche mit der Mahnung schließt: Legite Saxones et intelligite! [Lest, Sachsen, und verstehet es!]

Wie das Lutherjahr 1883 einen „Janssen" erweckt, so hatte Gleiches die Begeisterung der Evangelischen zur Zeit der hundertsten Wiederkehr des Tages, an dem einst die Thesen angeschlagen, gethan.

G B

(Eine Zeitschrift für den Religionsunterricht an höhern Schulen) soll vom ersten Oktober dieses Jahres an im Verlage von H. Reuther, in Berlin unter der Leitung von Professor Dr. Fauth in Höxter und Oberlehrer Dr. Köster in Iserlohn in vierteljährlichen Heften von drei bis vier Bogen zum Preise von vier bis fünf Mark erscheinen. Etwaige Anfragen, Briefe und Büchersendungen sind an den letztgenannten Herrn zu richten. In Preußen wie auch im übrigen Deutschland ist der Plan von Mitgliedern der höchsten Schul- und Kirchenbehörden aufs herzlichste begrüßt worden; sehr viele bewährte Universitätsprofessoren wie Religionslehrer aus allen Teilen Deutschlands haben ihre Mitarbeit bereitwilligst zugesagt. Auch scheinen die nötigen Mittel für den Anfang gesichert. Wenn man nun die Begründung eines jeden neuen Blattes mit gewissen Fragen und Bedenken begleiten wird, so können wir doch nicht umhin, das hier geplante mit Freuden zu begrüßen und der Teilnahme aller Fachgenossen und beteiligten Kreise zu empfehlen. Neben allen andern Fachzeitschriften hat ein Blatt, das dem so überaus wichtigen und folgenschweren Religionsunterricht an höhern Schulen seine besondre Aufmerksamkeit und methodische Pflege zuwenden will, zweifellos seine Berechtigung und heutzutage bei der Zersplitterung, die gerade auf diesem Gebiete herrscht, auch seine bedeutungsvolle Aufgabe und seinen zukunftsreichen Beruf. Es würde für ganz Deutschland litterarisch Aehnliches zu leisten haben, wie für das Rheinland durch die fruchtbaren und schönen jährlichen Religionslehrerkonferenzen angestrebt und dargeboten wird und in der Provinz Sachsen vorübergehend versucht und — aus Mangel an Energie oder aus andern Gründen? — leider wieder fallen gelassen ist. In gleichem Sinne geleitet wie jene rheinischen Konferenzen, wissenschaftlich und pädagogisch streng, in den Urteilen weitherzig, von allen Richtungen lernend, aber über den Parteien stehend, würde ein solches Blatt ein wertvoller Sammelpunkt für die Fachgenossen, eine willkommne Stätte zu gegenseitigem Austausch und gemeinsamer Arbeit werden können, — der Christlichen Welt aber ein treuer und werter Bundesgenosse.

W B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein Kandidat der Theologie

pädagogisch und musikalisch gebildet, mit guten Zeugnissen, 26 Jahr alt, im Besitz der Qualifikation zum Reserveoffizier, geprüfter Lehrer der Stenographie, sucht in einem feinen Haus, in einer Schule oder Anstalt z. 1. Oktbr. Stellung als Lehrer od. Erzieher. Auch sonstige, seinen Fähigkeiten entsprechende Stellungen würde derselbe annehmen. Anfragen, mit Angabe der gestellten Anforderungen und des Gehaltes befördert unter **B. V. 009.** der „Invalidendank" Dresden.

Ein junges geb. Mädchen von heiterem Temperament wünscht Stellung als Stütze der Hausfrau in einem Pfarrhause. Frdl. Behdlg. w. Geh. vorgez. Familienanschluß Bedingung. Gefl. Adr. a. d. Exped. d. Bl. sub. **46 563.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig